

Abgesang auf Schnorfikon

Vor 200 Jahren gründeten die Geschwister Schnorf in Uetikon am See eine Schwefelsäurefabrik. Sie prägte in der Folge das Dorf und seine Bewohner. Am Samstag verabschiedete sich die «Chemische» mit einem Volksfest.



Am Samstag am Volksfest: Max Dohner, dessen Vater Arbeiter in der Fabrik war, in der einstigen Düngersfabrik. Foto: Samuel Schalch



Für Schiffe gut zu erreichen: Die «Chemische» in Uetikon 1962. Foto: ETH-Bibliothek

Helene Arnet

Als Bub sass er jeweils hoch oben auf dem ausladenden Ast der Blutbuche, die an seinem Schulweg stand. Da habe er die ganze Welt seines Vaters überblickt: die Fabrik, die Fabrikantenvilla, die Kosthäuser. Später kam der Friedhof dazu, auf dem der zu früh verstorbene Vater lag. Die Fabrik, das war die «Chemische», die CU Chemie Uetikon, 1808 gegründet, die älteste Chemiefabrik der Schweiz, die bis heute überdauert hat. Sie versorgte einst das ganze Land mit Schwefelsäure. Die Fabrikbesitzer waren - und sind die Familie Schnorf, einst Fischer in Uetikon. Schnorfs halten heute noch drei Viertel der Aktien der CPH Chemie + Papier Holding, des international tätigen Nachfolgeunternehmens.

Der Bub, das war Max Dohner, Schriftsteller und Journalist, Jahrgang 1954, in Uetikon am See aufgewachsen. Auf die Blutbuche klettert er nicht mehr, das Lebensumfeld seines Vaters aber zieht ihn immer noch mächtig an. Erst als er weg war, in Zürich, in Nicaragua, in Aarau und heute in Baden, wurde ihm bewusst, wie stark seine Familiengeschichte mit der «Chemischen» verwoben ist. In seinem 2006 erschienenen Roman «Die sieben Alter der Liebe» bezeichnet er diese Verbindung als «Haf-

tung der Existenz». Es ist eine Hassliebe.

Die CPH Chemie + Papier Holding hat am Samstag zu ihrem 200-Jahr-Jubiläum zum Volksfest eingeladen. Eine Dampfbahn bringt schrill pfeifend neue Besucher auf das 6,5 Hektaren grosse Fabrikareal, das direkt am Zürichsee liegt. Uetikon am See? Von wegen. Die Produktionsgebäude und grossen Lagerhallen versperren fast auf der ganzen Länge den Zutritt zum See. Neben den ehemaligen riesigen Düngerhallen steht ein Riesenrad, drinnen sind eine Gokart-Bahn, ein Paintball-Schiesstand und ein gelb-rot blinkender Chilbistand aufgestellt. Den vielen Besucherinnen und Besuchern gefällt. Den meisten.

Wie im Bauch eines Schiffes

Er sei gekommen, um Erinnerungen aufzufrischen, erzählt ein älterer Mann, der etwas verloren wirkt. Doch von der Fabrik sind nur die Gebäude geblieben. Die Produktion wurde nach und nach an andere Standorte verlegt. Das Betriebsgelände gehört mittlerweile je hälftig dem Kanton Zürich und der Gemeinde. In zehn Jahren soll hier eine neue Mittelschule für etwa 1300 Jugendliche stehen. Und ein Uferweg wird Uetikon an den See rücken. Die Fabrik, die diese Gemeinde prägte, wird bald nur noch in



Geschichtsbüchern existieren. Und in manchen Köpfen.

Max Dohner steht vor dem mit Zäunen abgesperrten Maschinenhaus mit Fabrikschlot. Dort hat sein Vater gearbeitet. In Acht-Stunden-Schichten unter der Woche, zwölf Stunden waren es am Wochenende, Tag und Nacht, sieben Tage die Woche. Wenn er ihm am Sonntag das Mittagessen brachte, immer Gehacktes mit Hörnli und Erbsen mit Rüebli, im Napf mit Blechbesteck, fand er seinen Vater zwischen Gleisen und hohen Backsteinmauern allein an einem wackligen Holztisch sitzend, einen Kohlenwagen neben sich, den Blick auf die Maschinen gerichtet. «Wie im Bauch eines Schiffes kam mir das vor», sagt er. Hin und wieder habe dann der Vater den Sohn zu sich gewinkt, habe zwei farblose Flüssigkeiten gemischt, worauf diese leuchtend grün geworden seien. Oder rot. Zauberei im Kohlenstaub.

Draussen am Seeufer häufte sich früher mehrere Meter hoch schimmerndes Pyrit - Katzensgold, giftig gelber Schwefel und kristallines hellblaues Wasser-glas. Die Fabrikbuben kratzten heimlich davon ab, füllten es in Fläschchen und brachten es in die Schule. «Das war unser Stolz, das konnten die anderen Kinder nicht vorweisen.» Die anderen Kinder waren ab den 1960er-Jahren immer häufiger nicht mehr Bauerntöchter und Fischersöhne, sondern Kinder von Akademikern und Bankangestellten, die am Hang oben wohnten.

Wenn sein Vater von den Direktoren sprach, meinte er die Weisskittel, das mittlere Kader der Fabrik, die nicht wie die «Büezer» blaue «Übergwändli» trugen. Von den Fabrikherren selber sprach er kaum. Und obwohl ihre Villen direkt oberhalb der Kosthäuser, die sie für ihre Arbeiter gebaut hatten, lagen, sah man sie selten im Dorf. Als Bub sei man zwar über die Zäune geklettert und in den Parks der Fabrikherren herumgestrolcht, ohne dass diese sie verjagten. «Wir haben sie dabei nie zu Gesicht bekommen», erzählt Dohner. «Auch ihre Kinder nicht.» Nur einmal im Jahr sah er die «Madame»: Wenn er dazu verdonnert worden war, 1.-August-Abzeichen zu verkaufen, nahm er allen Mut zusam-

men, läutete an der Tür der grossen Villa, die in einem Park an seinem Schulweg lag, und wartete. Dann hörte er Schritte kommen, «Madame» öffnete und kaufte ihm sämtliche Abzeichen ab.

Die höchsten Löhne weitherum

«Die Schnorfs», so sagt Dohner, «waren Patrons, die eigentlich gut zu den Arbeitern waren.» Tatsächlich bezahlten sie ihnen die höchsten Löhne weit und breit. Sie beteiligten sich finanziell an Bauvorhaben der Gemeinde, initiierten und bezahlten ein Wohlfahrtschhaus als Versammlungslokal und schenkten 1937 der Gemeinde ein Gemeindehaus. Uetikon erhielt deswegen den Spitznamen «Schnorfikon». Zur 100-Jahr-Feier stiftete sie einen Pensionsfonds, damit ihre Angestellten im Alter sowie Witwen und Waisen versorgt werden.

Das soziale Engagement zahlte sich während des Generalstreiks aus. Wie Matthias Wiesmann in seinem eben in der Reihe Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik erschienenen Buch «Familie Schnorf & die Schwefelsäure» erzählt, beteiligten sich die Arbeiter der Chemie 1918 nicht am landesweit ausgerufenen Generalstreik. Doch waren die Arbeitsbedingungen hart, wie eine Episode aus der Zwischenkriegszeit anschaulich zeigt: Man hatte einen im Schnee liegenden betrunkenen Faschnächtler zum Aufwärmen in die Fabrikhalle gebracht. Als dieser wieder zu sich kam, wählte er sich wegen der Hitze, des Lärms und der Schwefeldämpfe in Teufels Küche. Er sei nur in der «Chemischen z Uetike», klärte ihn ein Arbeiter auf, auch wenn man sich beim Arbeiten tatsächlich zuweilen in der Hölle fühle.

Max Dohners Vater war Mitte zwanzig, als er nach dem Aktivdienst in der CU eine der begehrten Stellen bekam. Etwas später zog er mit der Familie in eines der kleinen Kosthäuser. Max Dohners Kammer lag direkt am Bahngleis. «Wenn um zwölf die Fabriksirenen heulten, schwärmten die Arbeiter wie blaue Ameisen auf die Seestrasse hinaus», erzählt er. «Wenn eine Frau dann nicht die dampfende Suppe auf den Tisch stellte, bekam dies das ganze Quartier mit, weil der Mann zetermordio schrie.»

Doch täusche das Bild von dem ge-

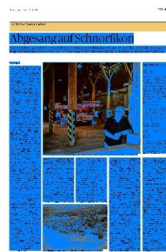
sichtslosen Heer der Arbeiter. «Das waren tüchtige, eigenständige Männer mit klaren Ansichten, auch wenn sie den Mund nur selten aufstapten.» Er erzählt von einem Kollegen seines Vaters, der ihm manchmal seine Sammlung fachmännisch präparierter Schmetterlinge zeigte. «Er wusste alles über sie.» Diesen wortkargen, charakterstarken Arbeitern trauert Max Dohner nach. «Es gibt sie nicht mehr, und mit ihnen ist ein Milieu verschwunden, das der Gesellschaft Charakter, Stil und Bodenhaftung gab.»

25 Jahre hat sein Vater in der Chemischen gearbeitet. Dann starb er, erst 50 Jahre alt. Sein ältester Sohn Max war damals ein 18-jähriger Gymnasiast. Zigaretten, ungesunde Arbeitsbedingungen, Perspektivlosigkeit und am Schluss, zu einer Krebserkrankung, noch der Alkohol. All das sei es gewesen, was ihn zugrunde gerichtet habe. Der Sohn kommt schwer damit zurecht, dass diese Arbeiterklasse, in der er aufgewachsen ist - dass sein Vater so wenig Spuren hinterlassen hat. Nicht nur, aber auch hier in der «Chemischen».

Altlasten und Denkmalschutz

Unerwünschte Spuren hinterlassen hat die «Chemische» in Form von Altlasten im Boden und in den Seesedimenten. Bis zum Brand des Sandoz-Lagerhauses in Schweizerhalle 1986 war Umweltverschmutzung durch die chemische Industrie kein grosses Thema. Das änderte sich schlagartig, und die CU geriet in den Fokus des Kantons. Sie hatte bereits zuvor einige Anstrengungen unternommen, um die Geruchsmissionen zu vermindern. Nun musste sie weiter reichende Auflagen erfüllen, was sie meist willig tat. Doch wurde immer klarer, dass der Standort am See, der einst wegen des Transports per Ledischiff so günstig lag, heute problematisch ist.

Bevor auf dem Areal neu gebaut werden kann, müssen diese Altlasten saniert werden. Der Kanton hat als Gegenleistung für einen geringen Kaufpreis die Altlastensanierung auf dem Gelände übernommen, beim Seeboden muss sich die Firma beteiligen. Die Fabrik wird aber nicht vollständig vom Erdboden verschwinden. Einige Gebäude stehen unter Denkmalschutz, so etwa das Dün-



gergebäude von 1896, das mit seinen Giebeln prägnante Kammerofengebäude sowie eine von der Landi hierher transportierte Halle. Und das 1818 gebaute Maschinenhaus mit dem Hochkamin, in dem Max Dohners Vater arbeitete. Eine Spur also bleibt.

Geschichte Die «Chemische»

1818

gründeten die Geschwister Schnorf in Uetikon am See eine Fabrik zur Produktion von Schwefelsäure, Eisen- und Kupfervitriol. 1881 beteiligte sich die Familie an der Papierfabrik in Perlen. Produktion und Vertrieb von Chemikalien, Papier und Verpackungsfolien sind heute noch die Haupttätigkeiten der CPH Chemie + Papier Holding AG, des Nachfolgeunternehmens der CU. Sie erwirtschaftete 2017 einen Umsatz von 470 Mio. Franken und beschäftigte an neun Standorten im In- und Ausland über tausend Mitarbeitende.

80 000

Tonnen Schwefelsäure produzierte die CU jährlich in den 1960er-Jahren. Sie war damit Marktführerin in der Schweiz. Anfänglich waren die Kunden vorab Textilbetriebe, die Schwefelsäure brauchten, um ihre Stoffe zu bleichen und zu färben. Ein weiteres Standbein war die Düngerherstellung.

Ca. 250

Mitarbeiter arbeiteten um 1900 in der CU. Sie arbeiteten 56 Stunden in der Woche.

805

Stimmberechtigte erschienen 2007 an einer Gemeindeversammlung und schickten ein Bauprojekt der CU bachab. Der jahrelange Kampf einer kleinen Gruppe mit dem Aufruf «Uetikon an den See» zeigte Wirkung. 2016 verkaufte das Unternehmen das Areal für 52 Mio. an Kanton und Gemeinde. (net)